

Eine Scheibe abschneiden ...

März 2000, Nr. 1

Am 26. Dezember 1751 wurde Klemens Maria Hofbauer in Taßwitz in Mähren geboren. Der Ort liegt etwas nördlich vom Waldviertel in Tschechien. Klemens brachte die Ordensgemeinschaft der Redemptoristen von Italien nach nördlich der Alpen, vorerst nach Warschau und dann nach Wien. Heute leben und arbeiten die Redemptoristen, die Mitglieder dieser Ordensgemeinschaft, der ich ja angehöre, in vielen Ländern der Welt.

Klemens ist der zweite Patron der Stadt Wien. Dies schreibe ich, weil heuer unsere Pfarrverbandswallfahrt am 1. Mai nach Wien geht, und zwar auf den Kahlenberg. Nachmittag werden wir die Kirche Maria am Gestade in Wien im 1. Bezirk besuchen. In dieser steht der Schrein des Hl. Klemens Hofbauer. Klemens verstarb am 15. März 1820 in Wien und 1909 wurde er von Papst Pius X. heilig gesprochen.

Klemens erlernte das Bäckerhandwerk in Znaim. Deswegen wird der Heilige auch als Bäckerjüngling von Znaim bezeichnet. Studieren konnte er sich nicht leisten. Per Zufall kam er dann doch zum Studium. Nach einer Messe in Wien im Stephansdom stand er im Portal und es schüttete nur so Wasser vom Himmel. Drei vornehme Frauen hatten den Jammer: wie jetzt nach Hause kommen? Klemens erbot sich ihnen eine Kutsche zu besorgen. Und er selbst fuhr ein Stück des Weges mit. Die Damen fragten ihn, was er mache. Und er erzählte von seinem Beruf und dass er aber gerne Theologie studieren würde, aber er es sich nicht leisten könne. Kurz und bündig stimmten die Frauen überein, ihm dies zu finanzieren.

Die Stimmung in Wien war damals sehr kirchenfeindlich. Klemens war dem so genannten Josephinismus ausgesetzt. Darin liegen die Gründe, weshalb Klemens als Priester dann vorerst nicht in Wien bleiben konnte, und es ihn nach Warschau verschlug. Als dort sein Werk durch Napoleons Truppen zerstört wurde, wanderte er wieder nach Wien zurück. Er hatte großen Zustrom aufgrund seiner Predigten. Er beugte sich weder der Staatsgewalt noch der Zensur.

Über so manche seiner theologischen Einstellungen schütteln wir heute den Kopf. Und gleichzeitig ist es festzustellen, vor vielen seiner Haltungen und Aussagen: Hut ab!, oder: Da können wir immer noch eine Scheibe abschneiden.

Klemens ist für mich so eine großartige Symbolfigur, die vermittelt, ja auffordert, und nicht nur heute, sondern ständig: Ihr Christen müht euch um den tieferen Blick! Hört zwischen die Worte in allen politischen Umständen und Zuständen. Schwimmt nicht an der Oberfläche dahin! Denkt und redet in den großen Zusammenhängen der Geschichte, die über Jahrzehnte, Jahrhunderte und darüber hinaus sich ereignete und ereignet. Lasst euch von keiner Seite herumkriegen oder verblenden!

Wir Christen haben eine inzwischen zweitausendjährige Geschichte, und den für uns so genannten Alten Bund hinzurechnend, kommen nochmals einige tausend hinzu! Wir haben eine Historizität mit Licht- und Schattenseiten und eine Geistigkeit! Wer will uns da das Wasser reichen? Oder ein X für ein U vormachen?

Weiteschlag

Klemens Maria Hofbauer

dem ungeahnten
raum geben im

weite-schlag des herzens
das pflänzchen

unvorstellbar nicht
zer-hoffnung-treten

© *Alfons Jestl*
Die Fee im Kirschbaum, Lyrik
Bibliothek der Provinz 2006

Ferne

Johannes Neumann

in die ferne sinn-
ziehen der

horizont un-
bekannt taucht

in das meer fremder
länder die

menschen gleichen
ge-gott-schöpflieh

hoffend ver-
blüht die schwere

© *Alfons Jestl*
Die Fee im Kirschbaum, Lyrik
Bibliothek der Provinz 2006

Ferne Länder

Sommer 2000, Nr. 2

Anfangs Juli verbrachte ich einige Zeit in den Klöstern meiner Ordensgemeinschaft, in Oberpullendorf wie auch in Wien. Wir hatten über einen längeren Zeitraum Visitation. Visitationen in unserer Ordensgemeinschaft laufen nicht ab wie Pfarrvisitationen. Es kommt kein Bischof, es gibt keine amtlichen Bücher zu kontrollieren, sondern es geht um Erfahrungsaustausch über unser Dasein und Tun als Redemptoristen. Das Spezifikum dabei ist, dass hier Berichte, Erzählungen durch die Visitatoren von den verschiedenen Tätigkeitsfeldern der Redemptoristen weltweit einfließen.

Mitbrüder unserer Ordensgemeinschaft arbeiten auf der ganzen Welt in vielen Ländern. Wir sind heute über siebentausend Mitglieder und multikulturell. Die Struktur ist historisch gewachsen. Ich erinnere an unsere Wallfahrt nach Wien und an Klemens Maria Hofbauer. Er und die Mitbrüder vor zweihundert Jahren gründeten Gemeinschaften, suchten ständig nach neuen Arbeitsfeldern und kamen so in verschiedene Länder aller Kontinente. Der Orden unterteilt sich in sogenannte Provinzen, die meist mit Ländergrenzen ident sind. In diesen Provinzen wählen die Mitbrüder aus ihren Reihen einen Mann an die Spitze, den Provinzial, und zwar jeweils auf drei Jahre.

Alle sechs Jahre treffen sich die Provinziales aus aller Welt zum sogenannten Generalkapitel. Das letzte Generalkapitel war in Nordamerika. Hier geht es ebenfalls um Erfahrungsaustausch wie um Gespräche über die diversen Tätigkeiten der Redemptoristen auf der ganzen Welt. Weiters wird dabei der Ordensobere und die aus sechs Mitgliedern bestehende Gesamtordensleitung für sechs Jahre aus den verschiedenen Erdteilen, wie Asien, Nordamerika, Südamerika, Europa u.s.w. gewählt.

Sie koordinieren unsere Tätigkeiten weltweit, schaffen Verbindungen, suchen bei Notwendigkeiten und Nöten durch diese Internationalität Hilfe oder Abhilfe zu schaffen und vermitteln neue Arbeitsfelder.

Aus diesem Grund besuchen die Mitglieder der Ordensleitung – meist zu zweit – im Laufe der sechs Jahre die Mitbrüder auf dem ganzen Erdkreis. Dies sind unsere sogenannten Visitationen. Übrigens, sind sie gerade nicht unterwegs, so wohnen sie für den Zeitraum ihrer Tätigkeit in einem Kloster in Rom. Nach Ablauf ihres Mandats in der Ordensleitung kehren sie wieder in ihre Heimatklöster zurück.

Bei uns in Österreich waren in diesem Rahmen zwei Mitbrüder aus der Ordensleitung, und zwar für drei Wochen. Dies waren die Patres – hier greife ich auf diese Bezeichnung zurück, weil wir üblicherweise so genannt werden – Georges Darlix und Stanislaw Wrobel. P. Darlix – er ist Franzose – war viele Jahre in Marseille als Arbeiterpriester tätig, P. Wrobel aus Polen hat auf der Ordenshochschule in Krakau unterrichtet.

Solche Visitationen hatte ich schon in meiner Studentenzzeit miterlebt, später in meiner Kaplanszeit, dann in Dänemark und in Innsbruck. Viele Erinnerungen, Eindrücke, Erzählungen blieben und bleiben dabei in mir zurück.

Aus unseren Gesprächen blieb mir eine Sache besonders hängen:

Sie beide erzählten unter anderem von Kolumbien und unter welchen Bedingungen die Patres dort arbeiten. Die Gewalt, unter der die einfachen Leute leiden, kennt dort keine Grenzen. Narkobosse und paramilitärische Einheiten terrorisieren und morden. So kommen z.B. bewaffnete Handlanger von Narkobossen in ein Dorf und sagen zu den Bauern: »Ihr baut für uns Pflanzen für Rauschgiftproduktion an!« Natürlich sagen die Bauern: «Nein!«, Daraufhin werden alle Anwesenden auf der Stelle – vom Kleinkind bis zum Großvater – erschossen. Die Dorfbewohner, die entkommen, bauen jetzt aus Angst, ihnen könne das auch passieren, solche Pflanzen an. Dann kommen die paramilitärischen Einheiten, sehen diese Pflanzen und sagen: »Aha, ihr arbeitet mit den Narkohändlern zusammen!« und es werden wiederum alle Anwesenden, vom Kleinkind bis zum Großvater, umgelegt. Die Leute verlassen in ihrer Verzweiflung das Land, ziehen in die Stadt. Was dort auf sie wartet, brauche ich nicht weiter zu beschreiben.

Konkret berichteten dazu P. Georges Darlix und Stanislaw Wrobel, von ihrer Visitation in Bolivien vor einigen Jahren. Sie durften gar nicht hinaus in die Gebiete, in denen die Mitbrüder arbeiten, weil es zu gefährlich ist. Somit kamen diese von dort herbei und sie waren einige Tage an einem Ort zusammen. Diese sagten ihnen, kommen wir wieder in unsere Dörfer zurück, warten auf uns sicher Begräbnisse. Ein Jahr später hatten die beiden Visitatoren wiederum in Kolumbien zu tun. Und da berichteten ihnen einige Mitbrüder von dort, dass es vor einem Jahr genau so war wie sie es erwartet und befürchtet hatten. Sie kehrten damals in ihre Gegenden zurück. Und aus einem Dorf kamen ihnen die Leute entgegen und trugen in Plastsackerln die Köpfe von Dorfbewohnern, die in den Tagen der Abwesenheit der Patres von Narkogangstern ermordet wurden. Diese hatten, wie gesagt, einige Dorfbewohner erschossen, noch dazu die Köpfe abgehackt und die Körper in eine Schlucht geworfen, so dass die Angehörigen diese gar nicht bergen konnten. Somit gruben sie die Köpfe der Ermordeten.

Identität und andere Hooligans

Herbst 2000, Nr. 3

Mit dem Thema Identität beschäftigt sich die jüngste Nummer der Zeitschrift »concilium«, internationale Zeitschrift für Theologie. Diese erscheint in den sprachen deutsch, englisch, französisch, italienisch, spanisch, portugiesisch und weist einen Mitarbeiterstab höchsten Ranges aus allen Kontinenten in verschiedenen Fachbereichen auf, wie Ethik, Philosophie, Medizin, Soziologie, Theologie.

Der Frage der persönlichen Identität in einer individualisierten Gesellschaft geht Albert W. Muschenga, Direktor des Beziehungszentrums an der Freien Universität Amsterdam, nach.

Er greift die Feststellung vieler Beobachter aus seinem Fachbereich auf, dass die Menschen sehr mit der Suche nach ihrer Identität beschäftigt sind. Dabei wird die Sorge geäußert, je stärker Menschen mit ihrer Selbstsuche beschäftigt sind, umso mehr fallen Gemeinschaften auseinander. Das Selbst des Menschen zersplittert. Sie bewegen sich in verschiedenen sozialen Netzwerken und noch dazu mit oft gegensätzlichen Ansprüchen und Forderungen.

Es gibt Menschen, die sich ständig mit der Erforschung und Entdeckung ihrer eigenen Möglichkeiten beschäftigen. Keine Tradition und keine Konvention binden. Die Idee leitet, alles auszuprobieren, alles muss Wirklichkeit werden, keine Möglichkeit darf ungenutzt bleiben.

Albert W. Muschenga bringt in diesem Zusammenhang das Beispiel eines Beamten des niederländischen Verteidigungsministeriums, der in seiner Freizeit als Hooligan auftrat und sich in Kämpfen zwischen Fanclubs von Fußballmannschaften beteiligte.

Dieses Auftreten in verschiedenen Identitäten, in gegensätzlichen Bekundungen seiner selbst bewirkt, der Mensch bringt sich nicht mehr in einen Zusammenhang.

Die dem entgegengesetzte Bewegung geht auf die Suche nach dem inneren Selbst. Philosophen wie Rousseau oder Sartre denken den Mensch als ein Selbst. Dadurch entsteht aber die Auffassung, alles außerhalb des Menschen, die Anwesenheit eines anderen Menschen, sowie die Gesellschaft wirken als Zwangsjacke. Wer sich auf die Suche nach sich selbst macht, befreit sich von allen Einflüssen und Bindungen.

Zugleich werden Erfahrungen gemacht, ständig in Beziehungen und Situationen hineinzukommen, in denen die Menschen nicht sie selbst sein können. Dadurch zwingt der Mensch sich Handlungen auf, die ihm wiederum im Innersten widersprechen. Der Gedanke allein, seine innerste Tiefe zu finden, kann in

Erb-Stück

das kasten-alt-erb-
stück fällt-

bricht auseinander
die bretter-teile

über-kreuz-
quer-haufen

sich die luft
staubt nicht

die morgens-gebete-
abends gefalteter vor-

fahren-schwielig-
hände kriechen

in meine nase

© Alfons Jestl: *Den Wasserkrug
zerschlagenen tragen, Lyrik
Bibliothek der Provinz 1999*

endlose Unruhe versetzen. In Folge wird doch in verschiedensten Aktivitäten herumgesucht. Es wird sich eine kritische Haltung gegenüber sozialen Rollen und Haltungen zugelegt. Sind diese hinderlich, wird versucht diese abzuschütteln, bzw. innerlich auf Distanz zu gehen. Nur wer z.B. keine andere Arbeit findet, muss sich mit seiner entfremdenden Stelle abfinden.

Der Direktor des Beziehungszentrums an der Freien Universität Amsterdam verdeutlicht diese Zusammenhänge mit dem Bild: Das ist ein Fitnessraum, in dem sich alle mit demselben, aber nicht miteinander beschäftigen.

Schweif-brennen

wenn übers jahr
die sonne 365

mal übers
dach ge-
schlichen-stiegen

sein wird

wird kein feuer-
pferde-wagen

himmel-
schweif-brennen

kirchen denkmal-
restauriert sein

jesus immer
noch nur jesus

sein wo
menschen

menschen

© Alfons Jestl

Wissenschaft Technik Geheimnis

Winter 2000, Nr. 4

Wissenschaft und Technik prägen unsere Zeit. Hoffnung und Herausforderung beinhaltet jeglicher Fortschritt. Die Hoffnung orientiert sich in und an dieser Welt. Welchen Platz nimmt darin der Mensch als solcher ein? Findet sich der Mensch eingebettet mit seiner Welt in eine Gemeinschaft, in der sich Gott als Gott des Lebens zeigt?

Inwieweit beseelt das Geheimnishaft, das Mysterium diese Welt? Blitzen diese Dimensionen durch in unseren Wissenschaften, in unserer Technik? Beziehungsweise umgekehrt geschaut, werden diese Bereiche vom Geist des Lebens durchdrungen?

Mit diesen Fragen beschäftigen sich eine Reihe von Wissenschaftlern im amerikanischen Raum, an diversen Universitäten. Zum Beispiel spüren ein L. Gilkey in Minneapolis, oder T. Berry in San Franzisko den Zusammenhängen von Natur, Wirklichkeit und dem Heiligen nach.

Der Philosoph, Physiker und Theologe J. M. Ashley an der Universität Notre Dame in Indiana versucht diese Dinge in Zusammenhang zu bringen und zeigt auf, welche Position der Mensch in dieser Welt der Wissenschaft und der Technik einnimmt, und wie er sich darin positioniert.

Die Wissenschaft des 20. Jahrhunderts hat laut Sichtweise dieser Forscher längst aufgezeigt, dass sich der Mensch nicht mehr gegen alles und alle, gegen den Rest der Welt definieren kann!

Markant wird dabei hingewiesen und ausgesprochen, dass »die Geschichte« nicht mit dem Menschen beginnt! Sondern der Mensch verwiesen ist in die Geschichte des Kosmos. Dieser Verweis bekräftigt, dass Leben durch »faszinierendes Zusammenspiel von Beliebigkeit und Ordnung, Zufälligkeit und Notwendigkeit, beständiger Struktur und vergänglicher Neuheit, Komödie und Tragödie, verwirrender Momente der Erneuerung und Werten und schockierender Zurschaustellung von Verlust und Verfall charakterisiert ist.« – zi-

tiert nach J. M. Ashley.

Wir brauchen folglich nicht auf Verbindung mit Außerirdischen warten, um zu erfahren, dass wir nicht alleine sind. Dass der Mensch nicht einzig und allein auf dem Gipfel der Wirklichkeit steht, ist wohl längst einsichtig und von Wissenschaftsseite aufgerollt. Zu betonen ist, Wissenschaft und Technik sind nicht ident zu sehen. Und haben beide Bereiche sich nicht wiederum aus der Umklammerung von Produktion und Konsum zu lösen? Diese Leistung ist zu erbringen, denn Menschsein kann nicht sein, einerseits sich als Größtes zu betrachten und andererseits zugleich versklavt zu leben in Systemen, die den Menschen nicht brauchen.

Denkerisch sind diese Zusammenhänge längst durchschaut und überwunden. Aktuell bleibt die Frage an unsere Wirklichkeit, im Sinne der kleinen Welten, in denen wir leben! Schaffen wir praktisch mit uns selbst genauso das Aufbrechen dieser Befangenheiten, indem wir unseren Platz im Kosmos und in der Geschichte geheimnishaft erfahrbar schauen? Jegliche vermeinte Einnahme des obersten Platzes hat sich ohnehin in der Geschichte als fratzenhaft entlarvt.

Kein Event

Ostern 2001

Wurde im Zeichen oder im Wunder nicht die Wirkmacht Gottes gespürt und erkannt, zog Jesus weiter. Verspürte er im Ansatz eine Wundersucht, ließ er sich gar nicht herbei ein Wunder zu wirken. Er machte nicht den Wunderwuzzi der Nation. Unter anderem lag darin ebenfalls ein Grund, der Jesus an das Kreuz brachte.

Vor dreißig-vierzig Jahren entstanden Jesusbilder, die ihn als Revolutionär mit einem Gewehr in der Hand darstellen. Sie hielten aber nicht lange an, sie waren nicht tragfähige Jesusdarstellungen. Wobei diese Bilder Reaktionen auf konkrete Notsituationen und Leidenssituationen ganzer Völker waren.

Gegenwärtig werden Religionsinhalte zu Kaufartikeln umgemarktet. Es gelingt vorzüglich, das an Ewigkeit Rührende zu vermaterialisieren und mit einem Preisschild zu versehen. Noch bedenklicher stimmt, steigt die Kirche auf diese Ebene und versucht sich ebenfalls anzubiedern.

Wäre Jesus diesen Weg gegangen? Es hätte in einem Event geendet. Die Kreuzigung mag ja ein Event gewesen sein. Jedoch die Auferstehung den Berichten in den Evangelien darüber entnehmend, lässt sich kaum mehr als Event deuten.

Anblicken

jesu ver-teilt-schenkte
nicht schnitzel-marzipan

jesu augen-stimme
sprach-blickte
AN

die menschen-elend-
leider-nöter

© *Alfons Jestl*

Ge-waschen

nicht die perfekte
kirche träume-

wünsche-sehne
ich fein-ge-

waschen-steif

leben-atem-frei
strömen sehn-

sucht-sehne ich
IN dieser kirche

immer NOCH

© *Alfons Jestl*

Professor und Putzfetzen

Herbst 2001

In den Jahren 1975 bis 1980 absolvierte ich in Innsbruck mein theologisches Studium. Bis auf einige wenige Stunden wurde überhaupt nicht kontrolliert, ob ein Student die Vorlesungen besuchte oder nicht. Es war aber auch nicht freiwillig, sondern oblag unserer Verantwortung wie damit umzugehen. Spätestens bei der Prüfungen kam die Wahrheit ans Licht. Beherrscht einer den Stoff oder nicht. Jedenfalls, da gab es dann keine Gnade im Sinne, dass einem eine positive Note geschenkt worden wäre. Jedenfalls, ich fühlte mich in diesem System wohl, konnte damit gut umgehen, absolvierte nicht nur meine Studien termingerecht, sondern konnte darüber hinaus noch viele Dinge anstellen, die einerseits zu einem schönen vergnüglichen Studentenleben gehörten, wie andererseits meine Studien mit anderen Fachgebieten ergänzten.

So durfte ich noch einen wohl der größten Theologen des 20. Jahrhunderts hören. Es war Karl Rahner. Er war damals über siebzig und bereits von schwächerer Natur. Er war auf dem Vorlesungsprogramm mit einer wöchentlichen Doppelstunde. Viele von uns Studenten strömten hin, um diesen Mann noch zu hören, zugleich wissend, dass er keine Prüfung mehr abnehmen konnte und dies auch gar nicht vorgesehen war.

Rein freiwillig saßen wir im Saal und hörten zu. Und wir waren überhaupt nicht beglückt, wenn er nach etwa einer Stunde sagte: »Bitte entschuldigen Sie, ich bin ein alter Mann, ich kann nicht mehr, ich höre hier auf.«

Karl Rahner starb 1984 im Alter von achtzig Jahren. Er war Jesuit und wie ohnehin aus den vorhergehenden Zeilen zu schließen, Dr. der Theologie, bzw. Universitätsprofessor. Er verfasste eine ganze Reihe theologischer Werke, hielt Vorlesungen nicht nur in Innsbruck, auch in Münster, in München und war natürlich zu Gastvorlesungen an Universitäten auf der ganzen Welt geladen. Er ist einfach nicht wegzudenken als Mensch, der rund um das Zweite Vatikanische Konzil unsere Kirche, wie überhaupt durch Jahrzehnte hindurch selbige prägte und gestaltete. Studiert heute jemand Theologie, so kommt er um die Werke dieses Mannes nicht herum.

Und noch eine weitere Seite von ihm war beeindruckend. Es war grundsätzlich nicht üblich auf unserer theologischen Fakultät unsere Professoren mit dem Titel Professor oder Doktor anzusprechen. Es war schlicht und einfach ganz normal sie, die Ordensangehörigen der Jesuiten, mit Pater anzusprechen. Genau so wie es auch in meiner Ordensgemeinschaft üblich ist. Aber um nicht abzuschweifen, dieser Pater Karl Rahner schämte sich selbst als Universitätsprofessor nicht zu Hause im Kloster z.B. die Toiletten zu putzen.

Fünf Jahre nach Karl Rahners Tod hielt der Theologe und Schüler Karl Rahners, Herbert Vorgrimler, in Köln einen Vortrag. Dabei zitierte er aus einem Brief Karl Rahners an ihn folgenden Satz: »Und wenn eines Tages niemand mehr an IHN glaubt, verdammt und zugenäht, dann will ich IHM die Freude machen!«

Grund seiner menschlichen Schlichtheit und Bescheidenheit ist dieser Ausspruch diesem Mann aus tatsächlichem Weitblick und Sorge um Kirche und Gesellschaft abzunehmen. Er blickte weit voraus und sah Entwicklungen kommen. Nicht von oben herab, verachtend oder überheblich, sondern eben als einer der sich nicht schämte einen Putzfelzen in die Hände zu nehmen. Seine Sorge und sein Leben für und in der Kirche mündete nicht in ein Jammern um Entwicklungen oder im Versuch, wie leider in der Kirche heute vielfach üblich, Menschen listig mit schleimig schmeichelnder Art zu streicheln und schmeicheln.

Steinsarkophag

Weihnachten 2001

In den farbenträchtigen Darstellungen der heiligen Familie, bzw. der Geburt Jesu von Meistern aus der Epoche des Mittelalters finden wir häufig Jesus als Neugeborenen nicht in einer Krippe liegend, sondern in einem Steinsarkophag. Eine andere Art und Weise der Darstellung mit einem Steinsarkophag, wenn das Jesuskind schon nicht in einem solchen liegt, sondern von Maria gehalten wird, sieht so aus, dass eben einer in der Nähe Jesu abgebildet wird. Einersets verweist der Steinsarkophag auf das Ende, das diesem Kind blühen wird, zugleich wird aufgezeigt, in welche Weltsituation dieser Gottes Sohn hineingeboren ist, nämlich in die Härte und Kälte dieser Welt. In weiterer Aussage- und Andeutungsform verweist diese Darstellung den Bildbetrachter wie Bildrezipienten auf sich selbst, ihn in seiner eigenen Psyche durchleuchtend hinterfragend.

das krippenkind
in unseren herzen
steinsarkofag

die krippe
ein sarg
ein steinsarkofag

lebloses kind
leblos in unseren herzen

gott als kind
gott

wann erweckst du
uns in unseren
herzen

© *Alfons Jestl*

Ecclesia semper reformanda

Frühjahr 2002

Exodus

nicht-auf-brechend

aus den kirchen-
fleisch-töpfen

ausziehen

zu den fleisch-
töpfen

keine wüsten-
tränen

weinen

die blumen kunst-
seidene

© *Alfons Jestl*

Österreichweit in allen Pfarren werden am Sonntag, 17. März 2002 die Pfarrgemeinderäte neu gewählt. Somit auch in den beiden Pfarren unseres Pfarrverbandes – in Mariasdorf und Bernstein mit allen dazugehörigen Filialen. Eine Periode dauert fünf Jahre. Somit gibt dies vorerst Anlass Rückblick zu halten, was alles in der vergangenen Periode geschehen ist. In diesem Pfarrbrief nimmt dieser Rückblick entsprechende Zeilen ein. Und es ist beim näheren Hinschauen viel mehr geschehen, als so beim ersten schnellen Überdenken es den Anschein erweckt. Für all dies gilt es diesen Gremien in unseren Pfarren den Dank auszusprechen.

Ich erwähne gleich auf dieser ersten Seite, dass so manche Veränderungen in pastoraler Hinsicht ebenso erfolgt sind, wie danach ausgeführt in praktischen Bereichen und Notwendigkeiten.

Das gemeinsame Feiern jährlich abwechselnd in unseren Pfarrkirchen der Liturgie in der Karwoche wie der Osternacht hat sich als würdig erwiesen. Ebenso wurde der Zeitrahmen bezüglich unserer Fronleichnamprozession verändert.

Die Erstkommunionvorbereitung und die Firmvorbereitung ist immer wieder verändert und umgestaltet worden ... Genauso flexibel steht alles bezüglich unserer Ministranten- und Kinderarbeit da. Wöchentliche Stunden erwiesen sich als nicht mehr konstant durchführbar. Somit haben wir längst dies zu gemeinsamen Fahrten und Ausflügen und sonstigen Unternehmungen umgestaltet.

Den Weg einzuschlagen, die Bußandachten in der Advent- und Fastenzeit in der Pfarrkirche Bad Tatzmannsdorf gemeinsam mit dieser unserer Nachbarpfarre abzuhalten und zu feiern, hat sich ebenfalls als wertvoll erwiesen. Erwähnen will ich dazu, dass ich es als schön empfinde, dürfen wir in unserer Nachbarpfarre eben auch in diesem Rahmen Gast sein.

Auch unsere Begräbnisfeiern sind umgestaltet worden. Letztendlich wird auch dies als positiv und angebracht erfahren.

Grundsätzlich haben und werden wir unsere liturgische Feiern würdig und gediegen gestalten. Dazu sind freiwillige Handgriffe vieler Hände Voraussetzung. Gottesdienst feiern bedingt ein freies Herz, Würde und Haltung.

Um die Liste von Veränderungen, Umgestaltungen und Erneuerungen nicht unendlich fortzusetzen, halte ich hier mit einer ganz persönlichen Anmerkung inne. Die meisten dieser Schritte wären mir gemeinsam mit den Pfarrgemeinderäten kaum oder nicht möglich und durchtragbar gewesen ohne meine frühere langjährige Auslandserfahrung in der Diaspora! Den hiesigen unserer Situationen eigenen Umständen haben wir dadurch besonders bei Entscheidungen und Schritten Rechnung getragen!

Vorausschauend kann ich erfreulicher Weise schreiben, dass wiederum eine Reihe von Frauen und Männern bereit sind in unseren Pfarrgemeinden Verantwortung zu tragen, Entscheidungen treffen und zuzupacken.

Weiters weise ich jetzt schon hin, dass auch zukünftig noch manches bis viel an Veränderungen und Umstrukturierungen ansteht. Dinge und Zustände, die sich verselbstständigt haben oder dahingelaufen sind, werden gewiss einer Korrektur unterzogen. Vieles wird sich in dem Sinne ändern, dass es eben nicht mehr so sein wird, wie früher. Denn auch die Kirche am Ort beinhaltet immer noch, und zwar von Ursprung an, als wesentlichste Dimension das Unterwegssein und somit ständige Veränderung, Vergehen und Aufblühen.

Im Schatten der Weihnacht

Winter 2002

Anfangs November redete mich ein mir geläufig bekannter Mann, mit dem ich aber ansonst im engeren Sinne noch keine Gespräche geführt hatte, an. Er erzählte konkret, er hole Wochenend für Wochenend seinen Sohn jeweils in frühen Morgenstunden einmal von dieser dann von jener Veranstaltung oder jenem Event ab. Er weiß und beobachtet, dass dies sehr viele Eltern ebenfalls tun. Aber darüber hinaus beobachtet er auch und ist seines Berufes darin auch geschult, wie viele vor allem junge Menschen durch die Suchtszene einfach kaputt gehen. Er, wie so viele andere unterbrechen eben den Schlaf, um ihre Jugendlichen vor katastrophalen Möglichkeiten zu bewahren. Schadensbegrenzung heißt dies konkret. Er meinte, sie sind Pfarrer und sie wissen um Chancen und Möglichkeiten der Kirche. Und er sagte konkret, die Kirche sei doch noch die einzige Institution, die solchen Entwicklungen entgegenwirken könne.

Vorerst hört sich dies natürlich schmeichelnd an, aber im Grunde sehe ich die Sache eigentlich dramatisch. Ich beobachte mit einer gewissen Besorgnis politische, wirtschaftliche oder kirchliche Strategien und Konzepte. Dabei muss ich immer wieder feststellen, dass ich mit solchen Überlegungen zu einem verschrobenern Geistlichen abgestempelt werde.

Bei einer der letzten Wahlen fiel mir ein Werbebild auf, mit dem die Jungwähler umgarnt wurden, indem die Lust auf den ersten Sexualakt mit der erstmaligen Wahlbeteiligung gleichgesetzt wurde. Im gleichen Zeitraum hörte ich eine Radiosendung während einer meiner Autofahrten, in der auf Basis soziologischer Untersuchungen das Unwissen und die Unbekümmertheit junger Leute bezüglich Sexualität und in Folge die ganze Problematik mit ungewollten Schwangerschaften, Aids und so fort, höchst dramatisiert wurde. Ich habe mir leider die Sendung nicht schriftlich aufnotiert, um hier genau zitieren zu können, aber ich denke, sie spüren hier durch, dass ich keine Gruselgeschichten erzähle.

Kritisiere ich als Pfarrer auch nur mit einer Anmerkung die oben von mir wie beschrieben beobachtete Werbung, ja dann bin ich von gestern, dann habe ich keine Ahnung in dieser Sache, denn Kirche und Pfarrer haben in diesen Bereichen nichts mehr zu melden.

Über Geschmack lässt sich streiten. Auch in diesem Fall! Aber eine weitere Dimension ist, geht eine Sache unter die Gürtellinie, dann hört die Geschmacksfrage auf.

Parallel dazu flattern mir ständig Plakate von Seiten öffentlicher Stellen in den Pfarrhof zum Aushang in den Schaukasten, mit denen ganz schauerlich vor all diesem Unwissen und diesen Gefahren gewarnt wird. Ich empfinde es nicht als normal, wenn Zwölfjährige in der Öffentlichkeit seelenruhig rauchen. In der dritten Welt bemühen sich kirchliche Institutionen Kinder von der Strasse zu holen, um ihnen zu helfen von Sucht, Prostitution und Gewalt loszukommen.

Das werten, denke ich, wir allgemein als positiv. Aber bei uns wird eine Kritik oder ein mahnendes Wort gleich als Einmischung in Privatangelegenheit gewertet.

Ich bin bei Gott kein Befürworter von Sanktionen. Nur fällt mir auf, werden gefährliche Entwicklungen geortet, muss plötzlich wieder die Kirche sich herhalten. Das finde ich ganz interessant.

Ich orte in verschiedenen Bereichen von verschieden Seiten eine gewaltige Doppelbödigkeit. Es geht um Profit, es geht um Vorteil, es geht um »alles ist Erlebnis«, »alles ist zu haben«, »das Leben ist purer Genuss«. Dafür wird eingesetzt was gerade Vorteil bringt. Der Mensch als solcher bleibt dabei unwichtig. Grundsätzlich empfinde ich dies als Fallen, in die viele einfach hineingehen und mitmachen.

Im ländlichen Raum wird von verschiedenen Seiten eine Auflösung von bis jetzt tragenden Strukturen festgestellt. Sofort werden Rufe laut, die Kirche solle sich etwas einfallen lassen, um dem entgegenzusteuern. Als ethische, moralische, Struktur gebende Instanz ist Kirche verpönt. Lächerlich wirkt, wenn sich Kirche für die Erhaltung des Sonntages einsetzt. Denn die Vorstellung der Kirche von Sonntag widerlau-

Zwischen Kirche und Draussen

aus der kirche tönen-
klingen jubel-
lieder

in den strassen spielt
die winter-
sonne schnee-
glitzer

im kirchen-zwischen-
häuser-haufen

tatzt-frisst
mich der po-
lar-bär

© Alfons Jestl: Den Wasserkrug
zerschlagenen tragen, Lyrik
Bibliothek der Provinz 1999

fen dem Gewinndenken und der damit verknüpften Lebensauffassung, die nur Vergnügen und Lustgewinn für erstrebenswert hält.

Auf sehr vielen Ebenen ist Verantwortungsträgern in Wirtschaft und Politik sowie in ethisch-moralischen sowie strukturegebenden Verantwortlichkeitsbereichen bewusst klar, dass damit vielen Menschen kein guter Dienst erwiesen wird und in Folge auch die Gesellschaft als solche der Dekadenz überlassen wird. Trotzdem geht der eigene Vorteil bevor. Opportunismus heißt diesbezüglich das Zauberwort, welches anscheinend alles zu entschuldigen weiß.

Kirche als Sinnstiftung ist längst nicht mehr gefragt. Diese Erkenntnis ist nicht neu und beweist sich immer wieder selbst. Vielleicht muss die Kirche vorerst aus dem gesellschaftlichen Leben verschwinden, um sich der eigenen Qualitäten zu besinnen und sich nicht länger herumschaukeln lassen zwischen Verpönung, überflüssiges Relikt zu sein und dann doch noch vor den Karren gespannt zu werden.

Um das wirklich zu sein, was anfänglich der Ausgangspunkt meiner Zeilen war, wird sich Kirche aus vielen Umklammerungen lösen müssen, um wiederum die zu werden, die aus sich heraus zu sagen hat, was ihr innerlich immer schon eigen war.

Auf die Palme treiben

Frühjahr 2003

Vor etwa zwei Monaten gab KG Hammar, Erzbischof der Schwedischen Volkskirche, im schwedischen Radio ein Interview. In diesem gab er von sich, er glaube nicht an die Wunder Jesu und die Auferstehung beruhe auch nur auf subjektive Vorstellungen und Ideen. Auf der Stelle schlossen sich die Katholische Kirche, die Pfingstkirche und die Orthodoxen Kirchen in Schweden zu einer Gegendarstellung zusammen. Diese begründeten eben die biblischen Texte als Basis für den christlichen Glauben.

Daraufhin gab der Erzbischof der Schwedischen Volkskirche nochmals ein Interview, um seine Aussagen zu verteidigen, woraufhin er nicht nur die grundsätzlich kirchlich gesinnten Schweden auf die Palme brachte, sondern auch die sozusagen säkularisierten Schweden. Laut Bericht in Katolsk Orientering ist die gesamte schwedische Presse über den armen Mann hergefallen.

Ich finde in diesen Zusammenhang mehreres interessant, merkwürdig und zugleich auch zum Schmunzeln. Der Erzbischof der Schwedischen Volkskirche begründet, warum er nicht daran glaubt damit, dass die vier Evangelisten unterschiedlich von Jesus berichten. Das stimmt. Matthäus, Markus, Lukas und Johannes berichten unterschiedlich. Nicht jedes Gleichnis, nicht jedes Wunder findet sich ident bei allen vier Evangelisten. Wovon einer berichtet, davon schreiben die anderen kein Wort. Manches berichten alle vier, aber beim näheren Hinschauen stellt man fest, dass es trotzdem Unterschiede gibt.

Gerade diese Unterschiede machen deutlich, dass, die Evangelisten Glaubenserfahrungen und Glaubenswissen schriftlich weiter erzählen und weitergeben. Und genau diese Unterschiede werden in der wissenschaftlichen Forschung als Beweise gesehen und auch dahingehend bestätigt, dass die Inhalte der Evangelien echt sind. Also nicht Hirngespinnste einiger Leute, denen fad war. Wissenschaftlich ist dies kein Thema mehr.

Damit beschäftigen wir uns auch im Religionsunterricht. In der vierten Klasse der Hauptschule schauen wir uns genau diese Unterschiede in den Evangelien an. Ich bin dabei immer wieder angenehm überrascht, dass die jungen Leute da wirklich mitgehen, einsteigen und damit wirklich vertraut werden wollen.

Schotter

des morgen frische
schiebt sich
zwischen meine
haut und
den auf-
ziehenden tag

mich gänsehäutet

erschauer-ahne-
bange-warte

ich flügel-
luft-geschnatter-
kirchen-jammer-
reimig-breitiges

jesu kreuzigung
zukunft
liegend

weg-schottert
mein rücken

© Alfons Jestl
*Die Sandalen des Mose, Lyrik
Bibliothek der Provinz 2003*

Ich orte so eine Offenheit nach Grundwissen und Geheimnis. In der Vermittlung geht es mir hier um Grundahnung aufzuschließen.

In den Wochen der Fastenzeit haben wir schon in verschiedenen Runden zusammenhängende Geschichten in der Bibel gelesen und werden es noch tun. Eine Unmenge von Glaubenswissen, Glaubenserfahrung, Urwissen, Urgeschichten um das Leben, um den Menschen, um Gott finden sich da.

Nicht umsonst heißt die Bibel auch das Buch der Bücher. Diese Geschichten erklären sehr viel an Geschichte, an Leben, an Elend und Not, an Tod und Krieg, sowie an Freud, Glück und Segen.

Gerade diese Zusammenhänge verdeutlichen, dass eben auch das so genannte säkularisierte Schweden über ihren armen Erzbischof herfällt. Wissenschaftliche Forschungen in den letzten zwei Jahrhunderten um die Bibel haben Zusammenhänge aufgezeigt, die einen Bezweifler nur lächerlich machen können. Einem solchen Menschen kann es nur darum gehen, sich in den Mittelpunkt drängen zu wollen. In diesem Fall ging der Schuss auch nach hinten los.

Diese Angelegenheit in Schweden zeigt, dass es gut und sinnvoll ist über den eigenen Tellerrand hinauszublicken. Vorgänge und Ereignisse in Welt und Kirchen nicht unbeachtet zu lassen. Es wirft auf, dass Glaube nicht einzig eine dahinschwindende Angelegenheit ist.

Drüber der Grenze schaut die Sache schon wieder ganz anders aus.

Götter-Baum

hinter den fenster-
glas-scheiben

nicht-
göttlich der baum

in den
geäst-zweigen

nest-ruhen-fliegen
die schöpfungs-

vögel
das staunen

zer-ton-ge-
fäss-scherbt

© *Alfons Jestl*
Die Sandalen des Mose, Lyrik
Bibliothek der Provinz 2003

In Memoriam Pfarrer Baumgartner

Herbst/Winter 2003

Vor genau hundert Jahren, also 1903, verließ Pfarrer Alois Baumgartner geschwächt, gebrochen, ausgelaugt und am Ende seiner Kräfte die Pfarre Mariasdorf. Still und Leise, ohne Verabschiedung, ohne jemanden davon in Kenntnis zu setzen, machte er sich auf und kam auf einem Wagen nach Pinkafeld ins Kloster.

Dreißig Jahre wirkte er als Pfarrer in Mariasdorf. Ihm verdankt Mariasdorf, die Pfarre und die Gemeinde, die Kirche im heute so vertrautem Bilde. Und wie ich schon in früheren Pfarrbriefen geschrieben habe, die Kirche im Wappen der Marktgemeinde, gilt ebenfalls als ein Klacks an Selbstverständlichkeit.

Ohne diesen Pfarrer Baumgartner würde heute nicht ein von vielen Gästen bewundertes Baujuwel hier Mitten im Ort stehen, sondern ein zwar mittelalterliches Kirchlein, sicher auch renoviert, aber wohl einer eher vergessenen rechtzeitig abzubrechenden Scheune gleichen.

Vor zwei Jahren bat ich den Diözesanarchivar, Herrn Zelfel, um Aushändigung der Mariasdorfer Pfarrchronik aus dieser Epoche, was freundlicherweise gewährt wurde. In vielen Stunden und mühevoller Worttüftelei übersetzten Frau G. Vörös und Herrn W. Hotwagner die Chronik aus dem Ungarischen ins Deutsche. Neben manch lateinisch eingefügten Redewendungen verlangt auch die damalige Schriftweise besondere Lesekunststücke. Jedenfalls, die Ergebnisse geben interessante Einblicke in die damaligen Umstände. Eine glücklich rosige Vergangenheit vielfach besungener guter

alter Zeiten taucht hier überhaupt nicht auf. Denn da hätte Pfarrer Baumgartner wohl mit Pomp und Pracht und Ehrenkränzen und Ehrenzeichen verabschiedet werden müssen. Sein Abgang entspricht genau all den Dingen, die er dreißig Jahre lang durchgekämpft und einsam erreicht hat, für die er sich eingesetzt und gelitten hat und die ihm sowohl körperliche als auch seelische Substanz gekostet haben.

Ständig kontaktierte er alle möglichen und unmöglichen Staatsbehörden, um Geld zu erbetteln, um die Kirche hier zu vollenden. Ständig wurde versprochen, einmal kam lange nichts, andermal wurde er getröstet oder überhaupt hängen gelassen. Der Architekt plante, berechnete und dann verdreifachten sich die Summen. Wer blieb übrig mit dem Geldjammer, natürlich Pfarrer Alois Baumgartner.

Kein Wunder, dass er ständig kränkelte, zeitweise sogar monatelang vollständig daniederlag. Dabei verminderte die Erhaltung und Vollendung des Kirchengebäudes nicht im Geringsten seinen seelsorglichen Einsatz. Auch hier hatte er seine lieben Nöte. Es oblag ihm auch die Sorge um den Schulbetrieb. Nicht nur, dass die Kinder unterrichtet wurden, dass ein Lehrer da war, sondern auch die gesamte finanzielle Last lag diesbezüglich auf seinen Schultern. Darüber hinaus war er ein sehr kritischer Kopf gegenüber gesellschaftlichen und sozialen Vorgängen und Ungereimtheiten. Heute würde man ihn bezeichnen als kritische Instanz im Pfarrleben, im Dorfleben und mit Weitblick darüber hinaus. Einerseits beklagt er den Zeitgeist, nimmt aber zugleich Anteil an den Nöten der Menschen.

Im Grunde hätte heuer schon eine Gedenktafel für Pfarrer Alois Baumgartner an der Kirche angebracht gehört. Nur, da im kommenden Jahr unser Bischof Dr. Paul Iby zur Visitation hier sein wird, gibt es dem Anbringen einer solchen noch mehr Gewicht. Wobei eine Gedenktafel das Werk dieses Pfarrers für die Pfarre und Gemeinde Mariasdorf und weit darüber hinaus, rein ersichtlich an der spätgotischen Kirche hier in Mariasdorf heute, ohnehin nie in vollkommener Ganzheit würdigen kann!